

Erstellungen auf den
Christenboten nehmen
entgegen die evang.
Pfarrämter in Blumenau,
São Bento,
Badenfurt, Brusque,
Desterro, Hammonia,
Itoupava, Limbó u.
Santa Izabella.

Der Christenbote

Monatsblatt

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Sta. Catharina.

Der Christenbote er-
scheint Anfang jeden
Monats und kostet
jährlich 18000.

Der Bezugspreis ist
an die betreffenden
Pfarrämter zu
entrichten.

Herausgegeben von der evangelischen Pastoral-Konferenz von Santa Catharina.

5. Jahrgang.

Blumenau, im August 1912.

Nr. 8.

Zum 10. Sonntage nach Trinitatis.

Gv. Lucae 19, 42a.

„Wenn doch auch Du erkennest
zu dieser Deiner Zeit, was zu
Deinem Frieden dient.“

In manchen Gemeinden unserer deutschen Heimatkirche ist es althergebrachte Sitte, daß am Nachmittage des 10. Sonntages nach Trinitatis die Geschichtserzählung des Josephus über die Zerstörung Jerusalems in der Kirche verlesen wird. Und manche alten Gesangbücher bringen im Anhange den Bericht dieses jüdischen Schriftstellers von dem Untergange der Stadt und ihres Tempels. Was ist wohl der Grund? Es handelt sich doch gewiß nicht um eine Genugtuung des christlichen Gefühles, daß ein Volk, das den Herrn und Heiland an das Kreuz geschlagen hat, der Strafe Gottes nicht entging. Denn das wäre jüdisch und nicht christlich empfunden. „Schadenfreude ist die reinste Freude,“ sagte einmal der bekannte Dichter Heinrich Heine. Viele Menschen sprechen es ihm nach und geben ihm recht, so daß dieser Satz schon zu einem oft angewandten Sprichwort geworden ist. Und ist nicht daran etwas Wahres; ist es nicht in vielen Fällen tatsächlich so? Kennt der Dichter nicht wirklich das Menschenherz? Hat er nicht schonungslos dessen Schwächen aufgedeckt? Man mag gegen ihn sagen, was man will, das muß jeder ohne Weiteres zugestehen: Er weiß, wie es im Leben zugeht, sieht mit scharfem Blicke die menschlichen Fehler und stellt sie an das Licht, freilich nicht um zu bessern, sondern nur um zu spotten. Aher doch bis in die innersten und verborgenen Kammern des menschlichen Herzens gelingt es ihm einzudringen, den tiefsten Gefühlen des Gemütes weiß er in der Sprache Ausdruck zu verleihen. Es ist daher kein Wunder, daß er noch immer eine große Anzahl Verehrer und Freunde seiner Lieder hat. Und eins besonders, das bekannte: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin“ wird in weitesten Kreisen gern gesungen und ist ein deutsches Volkslied geworden. Er verstand sich auf die leisensten Regungen der menschlichen Seele. Aber eben derselbe Dichter hatte für alles wahrhaft Göttliche keinen Sinn. Er hat allen Glauben und auch das Christentum verhöhnt und ist mit Gott und aller Welt zerfallen gestorben. Es ist bekannt, daß Heinrich Heine von Haus aus ein Jude war, der sich hatte taufen lassen. Die christliche Taufe war für ihn eine rein äußerliche Sache geblieben. Er war innerlich nicht wiedergeboren und hatte den Frieden der Kinder Gottes nicht gefunden. So glich er in seinem ruhelosen Leben dem ewigen Jüden, von dem die christliche Sage soviel zu erzählen weiß. Es ist, als ob ein ähnlicher Fluch auf ihn lastete, wie über dem jüdischen Volke, von dem er sich losgerissen hatte. Die Juden kennen wohl den einen ewigen Gott. Aber im Bilde Jesu erkennen sie ihn nicht wieder. Der Dichter Heine hat wohl ein geschärftes Auge für alle menschlichen Empfindungen, aber der tiefsten Sehnsucht der Seele gegenüber war er blind. Er wußte wohl die Schwächen und Gebrechen der Menschen durch seinen beißenden Spott zu treffen. Aber ein Heilmittel kannte er nicht. So nannte er höhnend die Schadenfreude die reinste Freude, weil er die himmlische Freude nicht gespürt habe, die heilige Lust eines Menschen, der seinen Gott gefunden hat. Gewiß dort, wo man sich gänzlich von Gott abgekehrt hat, bleibt es immer wahr: Schadenfreude ist da die reinste Freude. Alle andern Vergnügungen der Seele, wie sie auch immer beschaffen sein mögen, haben einmal ein Ende und hinterlassen einen recht bitteren Nachgeschmack. Nur die Lust über das Unglück der

Mitmenschen, daß es ihnen auch nicht besser geht, bleibt. Für viele Menschen ist dies der einzige Trost und die einzige Quelle immer erneuter Freuden. Wer einmal solch hämisches Grinsen über die Not und das Leid des andern gesehen hat, wird zugestehen müssen, daß solche Lust menschenunwürdig, daß sie geradezu teuflisch ist. Wie oft hört man die Leute sagen, wenn jemand Unglück gehabt hat: „Da geschieht ihm ganz recht. Er hat es nicht besser verdient.“ Mit innerer Befriedigung schauen sie wö möglich zu, wenn einer ihrer Feinde und Gegner davon betroffen ist. Diese Freude ist dem Hohlnachen der Hölle vergleichbar. Nun und nimmer ist es im Sinne Jesu, wenn wir Christen über die Zerstörung Jerusalems jubeln und triumphieren würden. Im Gegenteil müssen wir uns dadurch zu tiefsten Ernstes stimmen lassen. Jesus weinte über die Stadt, als er ihr Unheil voraussah und vorausverkündete und sprach: „Wenn doch auch du erkennest zu dieser deiner Zeit, was zu Deinem Frieden dient! Wohl dem Menschen, der bei diesen Worten nicht nur an Jerusalem sondern auch, besser sogar zuerst, an sich selbst denkt und mit dem „du“ sich selbst getroffen fühlt. Selig der Christ, der den Frieden Gottes gefunden und das Heil erkannt hat. Ach, wenn doch alle die Augen aufstun würden die Liebe Gottes und seine Gnadenführungen im eignen Leben zu sehen. So wie Jesus einst den Bewohnern Jerusalems nahe war, sie mahnte, ihnen die frohe Botschaft brachte von dem gnädigen Vater im Himmel, und wie er ihnen viel Gutes erwies trotz ihrer Un dankbarkeit, und obwohl sie es nicht verdient hatten, so tut er heute noch. Einem jeden von uns ist er nahe mit seiner Liebe, Güte und Barmherzigkeit. Er versucht es mit uns immer wieder, daß wir die Augen ausschlagen, es zu erkennen wie lieb er uns hat. Die Gnadenzeit ist da für einen jeden. Niemand wird zurückgestoßen. Alle dürfen sich aufmachen und schauen die Freundschaft unsers großen Gottes. Kommt, ehe es zu spät ist. Das Schicksal Jerusalems ist eine schreckliche Warnung.

Näher, mein Gott, zu Dir.

Bereits die vorige Nummer des Christenboten erwähnte den Untergang der Titanic. Dazu sei noch Folgendes nachgetragen. Einer der ergreifendsten Vorgänge muß es sicher gewesen sein, als beim Sinken des Dampfers die Schiffsmusik die Melodie des englischen Liedes spielte: Näher, mein Gott, zu Dir. Sehr vielen Lesern wird es ähnlich gegangen sein, wie dem Schreiber des Christenboten, daß sie dieses Lied bisher noch nicht kannten, aber nun gern den ganzen Text kennen lernen möchten. Durch gütige Vermittelung ist es nun möglich, denselben hier abzudrucken. Wie wäre es, wenn die Vorstände und Leiter der Gesangvereine sich auch die Noten verschafften und das schöne Lied einübt. Es würde sicher auch bei uns gern gesungen und gehört werden.

„Näher mein Gott zu Dir“
Näher zu Dir:
„Das soll die Lösung sein,“
„Das mein Panier!
Wie Du auch führst hier,
Näher, mein Gott, zu Dir,
Näher zu Dir!“

„Näher, mein Gott, zu Dir“
Zieh mich mit Macht;
„Wenn mich der Sonne Schein“

Milde ansieht.

Läß mich nicht weilen hier:

Näher, mein Gott, zu Dir

Zieh mich mit Macht!

:: Näher, mein Gott, zu Dir ::

Zieh mich hinauf!

:: Wollen mir Fleisch und Blut ::

Hemmen den Lauf.

Sing' ich mit Liebßegier:

Näher, mein Gott, zu Dir,

Zieh mich hinauf!

:: Näher, mein Gott, zu Dir ::

Höre mein Flehn:

:: Lägt Du die Trübsalsslut ::

Hoch um mich gehn,

Hilf auch durch Trübsal mir:

Näher, mein Gott, zu Dir!

Höre mein Flehn!

:: Näher, mein Gott, zu Dir ::

Näher zu Dir:

:: Das soll die Lösung sein, ::

Das mein Panier!

Scheid' ich dann einst von hier,

Komm' ich noch ganz zu Dir,

Ganz noch zu Dir!

Der Islam ist dem Christentum gegenübergestellt worden und zwar unverkennbar mit der Tendenz, den Islam wegen seiner Wirkung auf die Eingeborenen herauszustreichen. Das ist für uns eine akademische Frage. Nachdem wir als christlicher Staat Länder mit unzivilisierten Einwohnern einmal gewonnen haben, ist es unsere Pflicht, Propaganda zu machen für das Christentum, ohne eine andere danebenstehende Religion zu berücksichtigen. Dass sich die Wirkung des Islam auch nicht auf die Eingeborenen günstig gezeigt hat, beweist die Geschichte des Islam. Der Islam hat nichts in der großen Welt geleistet: er ist kein Kulturbringer.“ Möchten nach diesem Gesichtspunkt alle christlichen Mächte Europas geschlossen in Afrika vorgehen. Freilich nach einer Seite hin darf man den christlichen Staaten keinen Vorwurf daraus machen, dass sich der Islam in weiten Gebieten Afrikas erst zu verbreiten anfängt, seitdem sie von europäischen Regierungen unter Schutz gestellt und in Verwaltung genommen sind. Die christlichen Mächte haben es sich zur Aufgabe gemacht, den Sklavenhandel, vornehmlich die schrecklichen Sklavenjagden völlig zu unterbinden und die Sklaverei, wo sie noch nicht verschwunden ist, doch allmählich aufzuheben. In den früheren Zeiten dachten die muhammedanischen Händler und Kaufleute gar nicht daran, den armen Heiden ihre Religion zu bringen. Gegen ihre eignen Glaubensgenossen hätten sie nicht so furchtbar wütend können, dass sie ganze Dörfer machtlos heimlich überfielen, die alten abschlachteten und die jungen als Sklaven fortsührten. Damals war den Muhammedanern das Heidentum der Neger recht und fühlten sie kein menschliches Mitleid. Jetzt aber versuchen sie in ihrer Freiheit durch die christlichen Staaten beschränkt, die Eingeborenen auf ihre Seite zu bringen, indem sie sie zum eigenen Glauben hinüberziehen. Das ist wieder ein Beweis dafür, wie blind die französische und englische Regierung vorgehen. Das deutsche Kolonialamt ist dem gegenüber auf dem rechten Wege. Die europäischen Mächte haben alle Ursache das Christentum in den eignen Schutzbieten zu stärken, schon unter dem Gesichtspunkt ihre Herrschaft und ihres Einflusses zu festigen.

Die Dichterin ist Sarah Fuller Adams, geb. Flower. Sie wurde 1805 in Cambridge geboren, heiratete 1834 William Adams und starb 1848.

Die christlichen Mächte Europas und der Islam in Afrika.

Man kann zwar im Zweifel sein, ob man die Regierung Frankreichs noch als die eines christlichen Staates anerkennen darf, wo Staat und Kirche völlig getrennt sind und unchristliche Gedanken und Bestrebungen gar oft die Oberhand haben. Immerhin muß man doch noch annehmen, daß die meisten Mitglieder der französischen Regierung wenigstens noch getaufte Christen sind, wenn sie auch das Christentum für ihre Person mehr oder weniger ablehnen. Das Mindeste, das man unter diesen Verhältnissen erwarten dürfte, wäre, daß die Regierung allen Religionen neutral gegenüberstünde. Dem ist aber nicht so. In den westafrikanischen Kolonien wird der Muhammedanismus geradezu begünstigt. Das „Evangelische Missionsmagazin“, Februar 1912, entnimmt dem amerikanischen Missionsblatt „Orient“ folgende Ausführungen des „Stamboul“: „Nach den an Ort und Stelle gemachten Erhebungen von Felix Dubois ist der Fortschritt des Islam in Westafrika erstaunlich. Die schwarzen Bettelhändler werden in großer Zahl bekehrt und nach Dubois tut die französische Regierung ihr Bestes, um diese Befahrung zu fördern. Sie empfindet es schwer, daß die neubefehrten schwarzen Muslim ihre Gebete ohne Verständnis herumwirbeln und hat deshalb im West-Süden neuhundert Koranschulen errichtet, wo wie in Algerien und Tunis das Leben und Herrsagen einer Anzahl von Koranstellen die einzige Beschäftigung vor Lehrern und Schülern bildet.“ Der Koran ist das heilige Buch der Muhammedaner. „Außerdem hat die Regierung ein Islam-Seminar gegründet, um die Zöglinge, deren Einfluß die 900 Koranschulen beherrschen soll, zu Hodschha (geistlichen Lehrern) zu machen, welche dann ihrerseits neue Moslimschulen eröffnen können.“ Es ist offenbar, daß durch diese Begünstigung Frankreich die Herrschaft in seinen Gebieten sichern möchte. Den Muhammedanismus, seinen schlimmsten Feind, möchte man durch freundliche Behandlung für sich gewinnen. Aber ob man da nicht eine Schlange am Bauen nährt. Auch die englische Regierung tritt nirgends dem Islam entgegen. Auch hier sind die Gründe ersichtlich. Auf die muhammedanischen Truppen stützt sich die Herrschaft des englischen Reiches in Indien. Erfreulich ist demgegenüber die Stellungnahme des deutschen Kolonialamtes zur Islamfrage. Der neue Staatssekretär Dr. Solf hat sich im Reichstage (Sitzung vom 30. April 1912) in einer Weise geäußert, welche zu der Politik Englands und Frankreichs sich in lebhaftem Gegensatz befindet. Nach der „Köln. Zeitung“ vom 1. Mai Nr. 486 erwiderte Dr. Solf auf die Bemerkungen des Sozialisten Roske, welcher dem Islam eine günstige, erzieherische Einwirkung auf den Neger zusprach, folgendes:

Über die Stellungnahme des Präsidenten Juan Shi-kai zum Christentum

enthält die Aprilnummer des in Shanghai erscheinenden „Chinese Recorder“ Nachrichten von der größten Wichtigkeit. Am 26. März haben die vereinigten Christen Pekings einen Dank- und Friedensgottesdienst abgehalten, zu dem der Präsident durch eine Deputation von vier chinesischen Pastoren eingeladen wurde. Die Deputation wurde mit vollen musikalischen und militärischen Ehren, wie sie Ministern beim Kommen und Gehen erwiesen werden, empfangen und verabschiedet. Der Präsident erwiderte u. a.: „Es ist noch viel zu tun. Sie als Repräsentanten der Christen können uns wertvolle Hilfe leisten. Weisen Sie Ihre Leute an, daß sie die Unwissenden aufklären über die gegenwärtige Lage und darüber, wie eine glückliche Zukunft für unser Land zu erreichen ist. Eine Sache, zu der ich entschlossen bin, ist die, dem Lande Religionsfreiheit zu gewähren.“ — Da Juan Shi-kai selbst an dem von etwa 3000 Personen besuchten Festgottesdienste nicht teilnehmen konnte, sandte er als Vertreter einen hohen Beamten, Excellenz Jen, der eine längere Adresse verlas. In dieser hieß es u. a.: „Das Ansehen der christlichen Missionen steigt mit jedem Tage mehr, und die Vereinigung und die Mizverständnisse, die früher zwischen Christen und Nichtchristen bestanden, schwinden mehr und mehr. Das muß China zum Guten dienen... Viele chinesische Christen wünschen der veränderten Lage halber, daß jeder Anlaß zu Differenzen zwischen Christen und Nichtchristen beseitigt werde. Sie haben für Unabhängigkeit der Kirchen gestimmt, um sie von jedem Schein einer politischen Einrichtung zu befreien. Wir erkennen ihren Weitblick an. Sie wollen die Arbeit der Missionen auf eine gute, gesunde Basis stellen. Sie sind geleitet durch Liebe zur Kirche wie zu ihrem Lande... Durch die Gnade des Himmels ist die Republik in China eine vollendete Tatsache. In den Verträgen betr. die loyale Behandlung der Mandchus, Mongolen, Muhammedaner und Tibetäner ist ihnen Religionsfreiheit zugesichert. Es ist dies das erstmal in der chinesischen Geschichte, daß Religionsfreiheit zugestichert wird. Sobald die Nationalversammlung zusammengetreten ist und die neue Konstitution feststeht, wird ein Antrag eingebracht werden, der für die anderen großen Religionen der Welt dasselbe verlangt. Dadurch wird das Vergnügen der Gewissensscheuchtung aus der Welt

getan, und die fünf Völker Chinas werden sich der Segnungen der republikanischen Einrichtungen erfreuen. Der Unterschied zwischen Christen und Nichtchristen wird für immer verschwinden. Als Mitglieder einer großen Familie werden wir eines Herzens und eines Sinnes arbeiten und alle Kraft einsetzen für das Wohl und das Glück der Republik China."

Wenn in China, woran nach den Erklärungen des Präsidenten kaum zu zweifeln ist, tatsächlich volle Religionsfreiheit eingeführt wird, so bedeutet das für die Mission einen neuen Abschnitt ihrer Arbeit von kaum zu übersehender Tragweite.

Die schwarze Kunst des Kartenlegens.

Selbstverständlich wird kein Beser erwarten, daß er in einem christlichen Blatte eine Anweisung finden könnte, die schwarze Kunst des Kartenslegens zu erlernen. Aber doch ist es sehr wichtig, daß jeder weiß, wie er als Christ darüber zu urteilen hat. Wir sind oft sehr stolz auf die Bildung und Aufklärung unserer Zeit. Vielfach ist das nur äußerer Schein und wir haben kaum Veranlassung, uns über das finstere verschrieene Mittelalter zu erheben. Im Gegenteil: Der kindliche Glaube, das feste Gottvertrauen sind schwächer geworden. Die Macht des Aberglaubens ist geblieben. Es ist wunderlich zu sehen, daß Leute, die sich für gebildet halten zu alten Frauen gehen, die kaum lesen und schreiben können und sich dort Rat holen wollen und zwar Rat in den wichtigsten, entscheidendsten Angelegenheiten ihres Lebens. Noch immer haben Kartenlegerinnen und ähnliche Zeichendeuter Zulauf und werden über die Zukunft befragt. Gewiß pflegt man nicht gern bei helllichtem Tage solch ein Haus zu betreten, wo man sich auf die schwarze Kunst versteht. Man schämt sich, dabei gesehen zu werden. Also das böse Gewissen ist schon da. Aber die klare Erkenntnis fehlt doch, daß es sich beim Kartenlegen um Zauberei handelt. Gottlosigkeit und Dummheit reichen sich die Hand zum Bunde. Vielleicht meint einer der Beser: Ist das nicht zu viel gesorgt? Du tust den armen, alten Frauen Unrecht." Wer manche Kartenlegerin nach ihrem Glauben fragt, wird womöglich auch zur Antwort bekommen: "Ich glaube an Gott und an den Herrn Jesus Christus". Aber Glauben und Glauben ist oft zweierlei. Wenn man auf das zweite Gebot hinweist, Du sollst den Namen Deines Gottes nicht missbrauchen wird es oft gar nicht verstanden, was dieses Gebot mit dem Kartenlegen zu tun hätte. Man begreift es gar nicht, wie diese Kunst durch das göttliche Verbot ins Unrecht gesetzt wird. Und so berufen sich selbst Christen darauf, daß das Kartenlegen nichts Böses sein könne, weil es zu jeder Zeit geübt worden wäre. Sie selbst haben es vielleicht von ihrer Großmutter oder einer alten Tante gelernt. Und diese selbst wieder von ihrer Großmutter und so weiter fort. Aber durch das Alter allein ist noch keine Sache gerechtfertigt. Das Kartenlegen ist freilich uralt. Viele werden kaum wissen, wie alt. Es geht bis auf die vorchristliche Zeit, bis in das graue Heidentum zurück. Hatten unsere heidnischen Vorfahren auch keine bunt bedruckten Karten aus Pappe, so besaßen sie Holzstäbchen, in die Runenzeichen gekratzt waren. Diese pflegten die alten Priesterinnen dann auch unter Murmeln von Zaubersprüchen zu mischen und durch einander zu werfen. Und wie dann die Stäbchen zu einander zu liegen kamen, welche Stäbchen herausstießen, danach deuteten sie die Zukunft. Wird das heutzutage nicht gerade so gemacht? Man erkundige sich nur. Die Kartenlegerinnen behaupten auch: "Ich weiß es ja auch nicht aus mir selbst, sondern daraus, welche Karte und wie die Karte fällt." Darauf berufen sie sich, wenn man sie fragt, wie sie denn wissen können, was doch sonst ein Mensch niemals wissen kann. Die Karten sollen es sagen. Die Kartenlegerin liest alles aus der Lage zu einander heraus. Wie ist das möglich? Die Karten sind doch leblose Gegenstände. Dem kommt nun die Zauberei zu Hilfe. Sie werden vorher oder während des Mischens besprochen. Die Hauptkunst ist darum, den wirk samen Zauberspruch zu kennen. Das Denken kan schließlich jeder lernen und das pflegen die Kartenlegerinnen auch meistens öffentlich zu tun. Daneben haben sie ein geheimes Gebet. Dem Sinn nach ist dasselbe gewöhnlich gar nicht zu verstehen. Die Zauberin begreift die Worte selber nicht. Es sind christliche Gebetsbrocken mit altheidnischem Kram, verstümmelten heidnischen Götternamen untermischt. Der Grundgedanke ist der, die Gottheit, die allein die Zukunft weiß, soll gezwungen werden durch die

Zeichen sie den Menschen zu offenbaren. Ist das Ganze sonst dummes Zeug, über das man nur lachen könnte, wenn es nicht so traurig wäre, an diesem Punkte tritt die Gottwidrigkeit deutlich zu Tage. Siegt nicht schon darin eine schreckliche Selbstüberhebung des schwachen menschlichen Geschöpfes, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde zwingen zu wollen, etwas zu tun, was er aus freien Stücken nicht tut? Der Mensch will die Gottheit sich zu Wollen machen, also das Gegenstück zu der dritten Bitte in unserm Vaterunser. "Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden." Und ist es etwas Gutes, was die Kartenlegerinnen von der Gottheit erreichen möchten? Es scheint leicht so. Wie Menschen möchten alle gern unsere Zukunft wissen. Gott hat sie vor unsren Augen verborgen. Aber ob er das wohl tut, weil er uns ungünstig gesonnen ist? Hat er nicht vielmehr damit nur unser Wohl, unser Glück, unsren Frieden im Auge? Gar mancher ist dadurch unglücklich geworden für die ganze Zeit seines Lebens, weil er einer Kartenlegerin glaubte. Er ist vielleicht, man hört das öfter und es wird glaubwürdig bezeugt, an genau demselben Tage gestorben, den ihm ein törichtes, sogenanntes weises Weib nannte. Das vermeintlich sichere Wissen hatte ihn innerlich zermürbt, hatte seine Seele zermauert, daß er nicht länger leben konnte. Gott der Herr meint es nur gut mit uns, wenn er uns nicht in die Zukunft schauen lassen will. Diesenjenigen, welche Kartenlegerinnen befragen und diese selbst wollen das gerade Gegenziel. Das Gegenteil vom Guten ist noch immer das Böse, also ist das ganze Tun und Treiben der Kartenlegerinnen gottwidrig. Es ist eine schwarze Kunst zum Verderben der Menschen. Wir wollen noch etwas genauer sehen, was für Unheil damit angerichtet wird. Ein großer Brozensatz deret, die den Kartenlegerinnen zu verdienen geben, wird sicherlich von den jungen Leuten beiderlei Geschlechtes gestellt, die in den Jahren vor der Heirat sich Rat holen möchten in ihrem Liebeskummer. Anstatt in ihren Sorgen Vater und Mutter oder einer andern älteren würdigen Person sich anzuvertrauen, die ihnen sicher gern in zarter Weise beistehen würden, gehen sie zu Leuten, die sich dann läppischer Weise einmischen. Gar manches blühende Menschenleben ist schon in den Tod gegangen, nachdem kurz vorher eine Kartenlegerin in liebloser Weise alle seine Hoffnungen zunichte gemacht hatte, ohne ihm einen neuen festen Halt zu geben. Eine andere häufige Frage jünger Leute ist die, ob sie einmal reich würden, eine große Erbschaft machen usw. Wie hier auch immer die Antwort ausfallen möge, sie wird stets vom Uebel sein. Sagen die Karten günstig aus, so wird das leicht zur Faulheit und Sicherheit verführen. Man arbeitet nicht viel, weil man denkt, es steht ja in den Karten, daß ich viel Geld bekommen werde. Lauten diese ungünstig, ist es dieselbe Folge. Fleißige Arbeit erscheint überflüssig und unnütz, weil man sich keinen Erfolg verspricht. Auch in allen andern erdenkbaren Fällen, wenn man unschlüssig ist und nicht weiß, was das Richtige ist, tut man besser einen klugen wohlmeinenden Freund zu Rate zu ziehen, als sich auf die Karten zu verlassen. Das kann nur schaden.

Wie soll man nun das beurteilen, wenn wie es häufig zur Belustigung einer Gesellschaft geschieht, im Scherz die Karten gelegt werden, wo niemand so töricht ist daran zu glauben? Man tut gut auch dieses zu unterlassen. Aus Scherz wird leicht Ernst. Die menschliche Schwäche ist sehr groß. Es ist oft schwer von falschen Gedanken, auch wenn mit ihnen anfangs nur gespielt wurde, sich wieder loszumachen. Und mit seiner Zukunft sollte man auch niemals spielen. Das ist stets mit einer gewissen Gefahr für unsren Seelenfrieden verbunden.

Eine falsche, unnütze, verderbliche christliche Spielerei ist es auch, wenn man in manchen christlichen Kreisen anstatt der buntbedruckten Karten, Zettel mit Sprüchen aus der Bibel nimmt, die unter einander gemischt und gezogen werden, um daraus den göttlichen Willen in Erfahrung zu bringen. Dieser Gebrauch des Wortes Gottes scheint sehr fromm zu sein, ist aber doch ein Missbrauch. Er ist auch ein Zeichen innerer Ungeduld, des Nichtabwartenkönnens, also des Unglaubens und wangelnden Gottvertrauens. Ob Runenstäbchen, ob Zauberkarten, ob Zettel mit Bibelsprüchen, darauf kommt es nicht an. Alles Zeichendichten ist heidnisch. Ein Christ braucht so etwas nicht, weil er sich und seine Zukunft in seinem Gottes wohl aufgehoben weiß.

Aus D. M. Luthers Briefen.

9. Fortsetzung.

An die Kurfürstin, Sibylle, Gemahlin des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, geborene Herzogin von Jülich und Cleve.

Wittenberg, 30. März 1544.

Gnade und Friede im Herrn. Durchlauchtigste, Hochgeborene Fürstin, gnädigste Frau! Ich habe Ew. Kurfürstlichen Gnaden Brief empfangen, und bedanke mich ganz untertäniglich gegen Ew. Kurfürstliche Gnaden, daß sie sozäfältig und fleißig fragen nach meiner Gesundheit, und wie mir's gebe mit Weib und Kindern, auch mir alles Gute wünschen. Es geht uns, Gott Lob, wohl und besser, denn wir's verdienen vor Gott. Das Alter ist da, welches an ihm selbst alt und kalt und ungestalt, franz und schwach ist. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er einmal bricht. Ich habe lange genug gelebt, Gott beschre mir ein selig Stündlein, darin der faule, unnütze Madensack unter die Erde komme zu seinem Volk und den Würmern zu Teile werde. Achte auch wohl, ich habe das Beste gesehen, daß ich habe auf Erden sollen sehn. Denn es läßt sich an, als wollte es böse werden. Gott helfe den Seinen! Amen. Das auch Ew. Kurfürstliche Gnaden anzeigen, wie es ihr langweilig sei, weil unser gnädiger Herr Ew. Kurfürstlichen Gnaden Gemahl abwesend sind (Kurfürst Johann Friedrich war auf dem Reichstag zu Speier) kann ich wohl glauben; aber weil es die Not erfordert, und solch Abwesen um Nutz und Gut der Christenheit und deutscher Nation geschieht, müssen wir es mit Geduld ertragen nach dem göttlichen Willen. Wenn der Teufel könnte Friede halten, so hätten wir auch mehr Frieden und weniger zu tun, sonderlich soviel Unlust zu leiden. Aber wie dem allen, so haben wir den Vorteil, daß wir das liebe Wort Gottes haben, welches uns in diesem Leben tröstet und erhält und jenes Leben der Seligkeit zusagt und bringt. So haben wir auch das Gebet, welches wir wissen (wie Ew. Kurfürstliche Gnaden auch schreiben), daß es Gott gefällt und erhört wird zu seiner Zeit. Solche zwei unaussprechliche Kleinode kann der Teufel, Türke, Papst und die Seinen nicht haben, und sind in dem viel ärmer und elender, denn kein Bettler auf Erden. Das mögen wir uns rühmen und trösten gewißlich, daß wir auch sollen danken Gott dem Vater aller Barmherzigkeit in Christo Jesu, seinem lieben Sohn unserm Herrn, daß er uns solchen teuren seligen Schatz geschenkt und zu solchem Kleinod berufen hat uns Unwürdige, durch seine reiche Gnade, daß wir dagegen nicht allein billig und gerne das zeitliche Böse sehen und dulden sollen, sondern auch uns der blinden, elenden Welt, sonderlich solcher hohen großen Häupter der Welt erbarmen müssen, daß sie solcher Gnade beraubt und noch nicht wert sind zu haben. Gott erleuchte sie einmal, daß sie es mit uns sehn, erkennen und begreifen, Amen.

Meine Käthe läßt Ew. Kurfürstlichen Gnaden ihr armes Vater Unser bieten mit aller Unterthanigkeit und dankt sehr, daß Ew. Kurfürstliche Gnaden, so gnädiglich ihrer gedenken. Hiermit dem lieben Gottes befohlen, Amen. Iudica 1544.

Die Fürstin, an die Luther dieses Schreiben richtete, ist wenige Jahre später durch ihren Mut und ihre Tapferkeit berühmt geworden. 1546 starb Luther. Kurz darauf brach der schmalkaldische Krieg aus. In der Schlacht bei Mühlberg wurde ihr Gemahl der Kurfürst Johann Friedrich vom Kaiser Karl V. gefangen genommen. Das Unheil, das Luther in seinem Briefe ahnungsvoll befürchtete, kam wirklich. Damals hat dann die Kurfürstin sich um die Verteidigung des Landes verdient gemacht. Sie bewährte sich als gute Schülerin Luthers. Ihre Glaubensstärke machte sie tüchtig in den Widerwärtigkeiten dieses Lebens auszuhalten.

Gedanken über Kinder und ihre Erziehung.

Je kleiner das Kind, um so erbarmungsloser ist seine Selbstsucht. Lange ehe ihm der Begriff: Ich: in Gedanken und Sprache kommt, ist es schon von einem einzigen erfüllt, vom Ich.

Die Gehorsamfrage kann nur im zarten Alter entschieden werden. Als Zeitpunkt gebe ich auf Grund vielfacher Erfahrung und Beobachtung, die Zeit an in der die zweiten Zähne ziemlich vollständig da sind. Dann muß die Frage gelöst sein, oder sie wird's nie. Wer sein Kind lieb hat, muß ihm den Gehorsam ermöglichen, ja ihn durchsetzen. Ungehorsame Kinder sind eine schwere Anklage der Eltern.

Namentlich über einen Fehler sind viele Eltern mit Recht sehr entrüstet, daß Lügen. Manchem Kind ist die Neigung dazu angeboren. Das ist schwer. Es wird dann gewiß nicht durch Prügeln ausgetrieben. Da kostet es große Selbstzucht, daß hauptsächlich von den Eltern aus das Beispiel der Wahrhaftigkeit und Offenheit gegeben werde. Das ist das beste Mittel!

Ein sehr häßliches Väster ist die Geschwätzigkeit und Klatschsucht unter den Menschen. Wir haben wohl alle schon darunter gelitten. Manchem ist's angeboren; aber laßt es uns nicht beförbern bei unsren Kindern. Fassen wir ihnen nicht lastig durch unnötige Redeschluten. Große können sie schon schwer vertragen. Bedenken wir, daß ein Kind viel zarter ist und möglicherweise dadurch verführt wird, auch so leeres Zeug zu schwätzen, wie wir selbst.

Es gibt nur zwei Mittel, Kinder zu beruhigen. Das eine ist, daß es sich selbst findet und Zeit bekommt, still zu werden. Das andere ist der Frieden und die Freundlichkeit der Mutter, die über ihm ausgeschossen werden müssen. Dieses Sichselbstfinden und -sammeln eines Kindes ist viel wichtiger, als man gewöhnlich glaubt. Das ganze Leben bringt ja eigentlich keine andere Aufgabe, als immer nur die, sich selbst zufrieden, und von diesem festen Punkt aus alles zu überwinden.

Bei Tisch lernt ein Kind am besten, daß es nicht alles zu haben braucht, was es sieht. Es ist besser, es lernt es daheim im Elternhaus und seiner Liebe, als im Ernst des Lebens, das uns tausende Dinge, täglich zeigt, die es uns verweigert.

Um ein Kind her darf lauter Liebe und Sonnenschein lachen, wenn nur ein einziges erst steht — Gehorsam!

Die Spiele der Kinder sind die Ernstes des kindlichen Lebens. Die wichtigste Arbeit die ein Kind leistet ist sein Spiel. Das wird von manchen Leuten viel zu wenig bedacht. Sie meinen, ein Kind könne nicht zeitig genug eingespaut werden in das, was sie Arbeit nennen. Und was nennen sie Arbeit? Nur das, was Geld einbringt. Niemals sollte man irgend ein Spiel, das Kinder sich ausgedacht haben, verachten oder belachen, sondern ihnen immer vollen Ernst und dieses Verständnis entgegen bringen. Man bedenke doch, sie sind Einfinder. Sie befinden sich in ihren Spielen als freie, denkende Geister. Je eifriger ein Kind spielt, umso eifriger wird es später arbeiten. Die besten Spielzeuge macht das Kind sich selbst.

Der Schulanfang ist der Beginn der Wissenschaft. Das ist etwas sehr Ernstes. Wenn sichs auch vorläufig nur um das ABC handelt, so ist es eine nicht mindere Wissenschaft als irgend etwas was später gelernt wird. Für das Kind ist es nun von größter Wichtigkeit, daß Schule und Haus einig sind. Derselbe Geist der Buch und Ordnung, nur in einer andern Form des Lebens — das möchte die Schule sein.

Zeigen wir unsren Kindern das Wahrhaftige, das Barmherzige, das Gerechte, so fühlen sie unbewußt: so ist Gott: Jeder Mensch versteht den Begriff Vater, Mutter. Es mag sein, daß das Alter ihn lieber faßt als die Jugend, der Denker ihn weiter nimmt als der Nichtdenker, der Wilde ihn anders auffaßt als der Gebildete. Aber jeder Mensch versteht ihn. So weisen wir unsre Kinder auf Gott den Vater. Das verstehen sie!

(Nach H. Lhotzky. Aus: Die Seele Deines Kindes.)

Die evangelische Bewegung in Oesterreich.

Es ist vorwärts gegangen mit dem Evangelium im schönen Habsburgerland, auch im letzten Jahre. Nach den nun vorliegenden Veröffentlichungen des evangelischen Oberkirchenrats in Wien sind 1911 in Oesterreich 4891 Personen zur evangelischen Kirche übergetreten, aus der römisch-katholischen Kirche allein 4348. Davon schlossen sich 4302 Uebertrittende dem Augsburgischen (lutherischen), und 589 dem Helvetischen (reformierten) Bekenntnis an. Die höchsten Zahlen hat die Wiener Superintendentenz Augsb. Bef. mit 2052 aufzuweisen, dann folgen die Westl.-böhmische mit 1307 und die Mährisch-schlesische mit 469 an zweiter und dritter Stelle. Die Uebertrittszahl von 1911 bleibt somit nur um wenige Hundert hinter der des Jahres 1910, wo sie 5190 brüngt, zurück. Das war allerdings das Jahr der Romanoz-Enzyklika, deren päpstliche Schmähungen ein besonders lautes Echo fanden in dem Rufe: Los von Rom! Hin zum Evangelium! Immerhin übertrifft aber die Uebertrittszahl von 1911 die Zahlen sämlicher Jahre von 1902 bis 1909. Im ganzen sind bisher seit den Anfängen der Bewegung, seit 1898, nach den amtlichen Berichten 65 635 Uebertritte zum evangelischen Bekenntnis erfolgt. Und in diesen Zahlen steckt

Leben! Von dem blühenden Wachstum auf diesem protestantischen Neuland, von der gedeihlichen Entfaltung der jungen und auch der älteren evangelischen Gemeinden Österreichs, von ihrem gesegneten inneren Aufbau und Ausbau konnte schon die Februarnummer unseres Monatsblattes erfreulichen Bericht geben. Die Uebertrittsbewegung erwies ihre innere evangelische Kraft nicht nur in Zahlen, sondern in Leben, sie bewahrt ihren Glauben in Liebe, sie löst von Rom und erlöst im Evangelium die Herzen.

Das ist frohe Botschaft, das weckt reichere Hoffnungen und Freudigkeit, nicht müde zu werden, nicht nachzulassen. Immer neue Saat in den guten Boden zu immer vollerer Ernte! Die protestantische Treue vergibt die Brüder in Österreich nicht.

Mit schweren Sorgen aber und mit bitterem Grimm quälen sich unsere Ultramontanen und drüben in Österreich die Römischen über die Erfolge des Evangeliums. Ihre Freude, daß die „unsittliche lutherische Abfallheze“ nun endlich am Aussterben sei, war wieder einmal zu früh. Schon ehe die Gesamtzahl der Uebertritte veröffentlicht war und nur erst einzelne Berichte vorlagen, schrieb der „Bayerische Kourier“ (am 3. April): „Die Bittern über Verluste und Erfolge der Los von Rom-Bewegung in Böhmen für das Jahr 1911 sind geeignet, die Sorge der Katholiken wachzuhalten.“ Natürlich werden die Uebertrittenden als minderwertiges Gesindel verächtlich abgetan, als „Powelware“, wie der Wiener Oberbürgermeister Queger, der Schutzpatron der österreichischen Ultramontanen, sie einmal genannt. Aber auch dieser Trost vermag die schweren und drückenden Sorgen nicht zu bannen. Der „Bahr. Kourier“ klagt:

„Wenn auch die Apostasie (der Abfall) meist bei Katholiken vorkommt, die längst schon diesen Namen nicht mehr verdienen, und die Kirche an diesen Individuen nichts verliert, so ist doch der relative Verlust sehr groß, weil diese Apostaten früher oder später ihre Familien auf den Weg zu Apostasie (d. h. Abfall) nachziehen. Vor der offiziellen Apostasie lassen diese Leute gewöhnlich ihren Angehörigen in der Verfolgung der religiösen Vorschriften ziemliche Freiheit, das wird aber anders, sobald nach dem offiziellen Abfall von der Kirche der protestantische Pastor in die Familie kommt. Deshalb wäre es zu wünschen, daß die Aktion gegen die Propaganda der Los von Rom-Bewegung... noch aktiver geführt würde.“

In diesen Sätzen des „Bahr. Kourier“ wird unbeabsichtigt ein höchst bemerkenswertes Zugeständnis ausgesprochen. Der Los von Rom-Bewegung, der man sonst die unlautersten Beweggründe und die bedenklichsten Folgen zuzuschreiben pflegte, ihr wird hier bescheinigt, daß sie durchaus in religiöser Richtung sich auswirkt und zum Evangelium führt. Das die „lutherische Abfallheze“ nicht in den Unglauben, in Kirchenlosigkeit und Radikalismus hinfreibt, sondern im Gegenteil: daß sie gerade die Kreise, die im Katholizismus völlig der kirchlichen und religiösen Gleichgültigkeit verfallen waren, aufs neue mit religiösem Sehnen, mit religiösem Leben erfüllt und sie zu neuer, lebendiger Kirchlichkeit im evangelischen Sinne erweckt. „Vor der offiziellen Apostasie in der Verfolgung der religiösen Vorschriften ziemliche Freiheit!“ — also mit andern Worten: religiöse Gleichgültigkeit und ausgesprochene Unkirchlichkeit. Das aber wird anders, wenn der protestantische Pastor in die Familie kommt. Er bringt etwas mit, das Rom nicht bieten mag und kann: das Evangelium mit seiner lebenerneuernden, herzerweckenden Kraft! Ein schöneres Zeugnis können sich die österreichischen evangelischen Gemeinden und ihre treuen Pastoren nicht wünschen, all diese in Schmähungen eingewinkelte Anerkennung von ultramontaner Seite.

Rechnet man zu den Erfolgen der evangelischen Bewegung noch hinzu, daß auch zu der romfreien altkatholischen Kirche in Österreich jährlich zahlreiche Uebertritte erfolgen — im Jahre 1911 waren es 1097 — so sind die Sorgen der Römischen wohl verständlich.

Aus unsern Gemeinden.

Für die Herren Geistlichen.

Nach einer Mitteilung des Herrn Pfarrers Mummelthen soll die diesjährige Pastoral-Konferenz im November stattfinden. Bornfleth.

Blumenau. Im Vorjahr erschienen im Christenstenboten eine Reihe von Artikeln über die Bedeutung des Sonntags für das Leben der Gegenwart. Damals war vieles, was dort ausgeführt wurde, für weite Teile der Kolonie Blumenau nur frommster Wunsch. Noch auf der letzten Pastoralkonferenz wurde das Fehlen jeglicher Sonntagsruhe beklagt und getadelt. Nur

ganz vereinzelt fanden sich Kaufleute und Handwerker, die ihr Geschäft am Sonntag-Vormittag schlossen. Das soll nun anders werden. Wir können der Genugtuung und lebhaften Freude Ausdruck geben. Am 1. September tritt ein von der Kammer des Municipi Blumenau beschlossenes Gesetz in Kraft, das die Sonntagsruhe für die Ladengeschäfte vorschreibt. Am Stadtplatz und in seiner näheren Umgebung haben die Ladeninhaber Sonntags und an gewissen Feiertagen von 9 Uhr beziehungsweise 10 Uhr vormittags an zu schließen, in der übrigen Kolonie des Nachmittags. Hoffentlich ist das nur der erste Schritt zu weiterer Einschränkung des Geschäftsverkehrs am Sonntage. Es wäre zu begrüßen, daß dazu aus der christlichen Bevölkerung selbst heraus die Wünsche allenthalben laut würden. Das wird freilich nur geschehen, wenn alle, die sich jetzt der Ruhe am Sonntage von den Sorgen und Mühen des Erwerbslebens erfreuen dürfen, dieselbe benutzen zu allgemein geistiger Weiterbildung, insbesondere zu religiöser Vertiefung des eignen Innenebens. Wenn das der Fall ist, wird auch die wirtschaftliche Entwicklung durch die Sonntagsruhe nicht gehemmt, sondern im Gegen teil gefördert werden. Innerlich gefestigte Charaktere, die sich nicht von der Hast des Alltags umreissen lassen, vermögen auch im Erwerbsleben mehr zu leisten, als solche die ihrer Seele keine Erholung und Erquickung gönnen. Möchte darum jetzt auch der Besuch unserer Gotteshäuser immer reger werden.

Itoupava. Am 14. Juli 1901 war die Kirche zu Itoupava, zwar im Neuzeren noch unvollendet, da ihr der Auszug und der Glockenturm fehlten, aber im Inneren schön geschmückt und vollendet, eingeweiht und ihrer Bestimmung übergeben worden. Darum lag ein besonderer Anlaß vor, am 14. Juli dieses Jahres, welcher wieder auf einen Sonntag fiel, die Erinnerung an jenes wichtige Ereignis durch einen Festgottesdienst feierlich zu begehen. Die Predigt über den Text Haggai 2, 1—4 forderte mit Bezug auf die bisher versprochenen Segnungen Gottes, vor allem auf den im Vorjahr nun vollendeten Ausbau der Kirche zu Dank und Lob der göttlichen Gnade auf und gipfelte in der Forderung, nicht zu klagen beim Bau am Hause Gottes, sondern ratkräftig weiterzuarbeiten, weil der Herr der Kirche mit uns sei. Die Kollekte, die beim Ausgänge zur Ausschaffung eines neuen Taufbeckens eingesammelt wurde, ergab 26\$120. Nachträglich wurden dem Pfarrer noch von einem ungenannten Gemeindegliede 5\$ und von dem Kolonisten May Link 1\$ überwiesen, sodaß der zur Verfügung stehende Betrag die Summe von 32\$120 erreicht. Allen fröhlichen Gebern sei hiermit herzlich gedankt.

Im Laufe dieses Jahres sind zu den bisherigen neun Predigtstätten noch zwei neue hinzugekommen, nämlich eine im Brago do Sul, einer Nebentiefe von Itoupava Rega, und eine in der Telegraphenlinie, Municipi Paraty. Es sind in der Hauptfache jüngere Kolonisten, die sich in diesen Bezirken niedergelassen haben und nun nach besserer kirchlicher Versorgung verlangen, und dieses Begehr ist ein erfreulicher Beweis für den kirchlichen Sinn, der doch auch noch in unserer jüngeren Generation vorhanden ist. Möchte ein jeder sich das Bekenntnis des Apostels Paulus zu eigen machen: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben!“ (Römer 1, 16).

S. Bento. Der Evangelische Ober-Kirchenrat hat den Herrn Prediger G. Ottmann in Lage in Lippe-Deimold zum Pfarrer der Gemeinde S. Bento berufen. Der neue Geistliche beabsichtigt, die Überfahrt am 27. Juli mit Dampfer „Bonn“ anzutreten und wird am 31. August in S. Francisco erwartet. Gott der Herr gewähre ihm und seiner Familie eine glückliche Überfahrt und begleite seine Arbeit an seinem neuen Wirkungskreis mit seinem Segen.

Auslandspredigerseminar in Soest. Das im Herbst vorigen Jahres errichtete Seminar hat im ersten Halbjahr 5 Jatassen gezählt, jetzt zählt es 12, nächste Ostern soll die Zahl auf 24 erhöht werden. Bis jetzt ist eine Werkklasse und eine Hauptklasse eingerichtet. In der Werkklasse wird neben den Fächern, die der Förderung und Ergänzung der Allgemeinbildung dienen, deutsche Sprache und Literatur, Geschichte, Geographie und Rechnen, besonders Griechisch betrieben. Dazu kommt eine erste Einführung in die Bibel und in die Kirchengeschichte. Die Lehrgegenstände der Hauptklasse waren im vergangenen Winter: Alttestamentliche Bibelkunde, Rechnen, Geschichte des Volkes Israel, 1. Teil, Auslegung des Matthäus-Evangeliums, Geschichte Jesu, Kirchengeschichte, 1. Teil, Kirchenlied, je 1 Stunde Literatur und deutsche Geschichte, endlich, mit Rücksicht auf die häufige Vereinigung von Kirchen- und Schulamt in Brasilien, Erziehungslehre und Methodik des Unterrichts. Leiter des Seminars ist Vic. Hymmen.

Für den Familientisch.

Eine Urwaldsreise in Neu-Guinea.

(Von Missionar W. Diehl.)

(Schluß.)

Früh am andern Morgen ging es weiter. Die Bäume mehrten sich, ein Zeichen, daß wir nahe am Gebirge waren. Auch der Wald lichtete sich so, daß wir oft gar keinen Gebrauch von unsrern Messern zu machen brauchten. Auch trafen wir häufiger Gingeboernenpfade. Gegen 9 Uhr — ich war wie gewöhnlich an der Spitze — höre ich hinter mir lautes Rufen und sehe, umwendend, eine Anzahl Männer bei den zurückgebliebenen Jungen stehen. Zurückeilend erkenne ich in ihnen alle Bekannte. Es waren Leute aus einem Dorf, in dem ich früher schon gewesen war und sehr freundliche Aufnahme gefunden hatte. Die Begrüßung, die nun folgte, war recht interessant. Jeder wollte mich umarmen und seine Freundschaft in lauten Worten an den Tag legen. Wie sie mir durch meine Jungen sagen ließen, hatten sie die Abdrücke meiner Schuhe auf dem Waldboden erkannt und waren mir nachgefolgt. Bald sahen wir lebhaft plaudernd, obwohl wir uns nur sehr mangelhaft verständigen konnten, unter den schattigen Bäumen, während andere davongestrümt waren, um Feldfrüchte zu holen. Niemand war froher als meine Jungen. Jetzt zweifelten sie nicht mehr daran, daß sie Bogadjim doch wiedersehen würden. Als die Leute hörten, wo wir herkamen, machten sie ganz entsetzte Gesichter. Es dauerte nicht lange, da wimmelte es um uns her von schwarzen Gestalten. Von allen Seiten kamen sie, wie aus dem Boden gestampt herbei, um uns zu sehen. Nach einer längeren Rast zogen wir dann weiter bis zu einem größeren Fluß, wo wir nochmals rasteten und die gespendeten Feldfrüchte verzehrten. Da von hier aus einige meiner Jungen des Weges kündig waren, trennten wir uns von unsrern Bekannten und zogen dem Fluß aufwärts weiter, bis wir in der Dämmerung das Dorf Nauna erreichten.

Bon hier aus ging es am nächsten Tag nach Raimbana, wo ich gut bekannt war, und wo wir freundlich bewirkt wurden. Hier hielten wir einen ganzen Tag Rast, um uns von den Strapazen der hinter uns liegenden Tage zu erholen und neue Kräfte zu sammeln für den Marsch über das vor uns liegende Gebirge. Über diesen Teil des Weges mit seinen Flüßtälern, Felsen, Schluchten und Bergeshöhen, auf denen uns die Blattegel manchen Tropfen Blut abzapften, wäre noch manches zu berichten, doch ich will es unterlassen und nur noch kurz erwähnen, daß wir nach zwei weiteren anstrengenden Tagesmärschen Bogadjim erreichten und Gott dankten, daß er uns auf der Reise bewahrt und uns gesund und wohlbehalten zu unseren Lieben, die schon um uns in Sorge gewesen waren, zurückgeführt hatte. Die ganze Tour hatte 17 Tage in Anspruch genommen.

Ich habe die Reise vielleicht zu ausführlich beschrieben, aber ich habe es getan, um zu zeigen, welche Schwierigkeiten sich einem bei solchen Inlandreisen oft in den Weg stellen können. Hat die Tour auch keine in die Augen fallende Erfolge aufzuweisen, so ist sie deshalb doch nicht umsonst gewesen. Wir wissen doch jetzt wenigstens einigermaßen, wie die Verhältnisse in der Ramu-Ebene beschaffen sind. Die Gingeboernen, mit denen wir in Verbindung gekommen sind, haben doch wenigstens merken können, daß wir mit freundlichen Absichten in ihr Gebiet kamen. Neue Verbindungen kounnen gefüapt und alte bestätigt werden. Von Predigtreisen, wie sie auf anderen Gebieten oft unternommen werden, kann ja hier in Neu-Guinea, der sprachlichen Zerrissenheit wegen, vorläufig kaum die Rede sein. Wir beschäftigen uns ja schon lange damit, eine Einheitssprache einzuführen. Aber es wird noch lange Zeit darüber hingehen, bis eine solche einheitliche Sprache geschaffen und eingeschürt ist, vorausgesetzt, daß es überhaupt möglich sein wird. Der Schwierigkeiten, die zu überwältigen sind, gibt es gar viele. Dann wird die Zeit kommen, da sich auch die Bewohner der Ramu-Ebene und aller anderer entfernt gelegenen Gegenden vor unserem König Jesus beugen und ihm in Liebe und Treue dienen! Hier an der Küste, in Bogadjim, geht es, wenn auch langsam, so doch stetig voran.

Der alte Wachtmeister vom Dragonerregiment Anspach-Bayreuth.

Von Detlev v. Lilieneron.

Es hat sich in den Jahren der Befreiungskriege zugetragen. Nicht in der Schlacht an der Ratzbach, bei Leipzig oder Waterloo oder in irgend einem anderen großen Treffen. Sondern bei einer größeren Rekognoszierung, wie sie zuweilen von den Oberfeldherren, von den Oberbefehlshabern einer Armee ausgeführt wird, entweder nur in Begleitung von wenigen Generalstabsoffizieren und Adjutanten oder mit ein oder zwei Regimentern Reiterei.

Die Sommersonne beschneint ein einsames Häuschen mitten auf der Heide. Es ist frühmorgens. Vor der Tür der Hütte sitzt in einem alten ledernen Lehnsstuhl ein Greis. Er trägt die Uniform des früheren Dragonerregiments Anspach-Bayreuth. Auch das Zöpfchen fehlt nicht. Er ist ganz allein. Ob die anderen Bewohner des Häuschens geflohen, ob sie weggeführt sind und wohin, ist gleichgültig. Der Greis ist ganz allein.

In der Ferne klingt wie schwaches Donnern eines Gewitters. Oder sind es Geschückschläge? Bald hört es auf. In der Luft zittert und flimmert und glüht es. Auf der Heide ist es still wie immer. Eine Kerche steigt in die Lüfte und frohlockt ihr Bied. Der eigentümliche Duft der Heidekräuter und der wenigen Blumen des kleinen, armseligen Gartens ist zu spüren. Eine kleine Eidechse schillert und schlägt pfeilschnell vorbei. Es ist ein einziges Bienengesumme.

Dem Alten scheinen Erinnerungen zu kommen: Mit zwanzig Jahren zog er in den zweiten Schlesischen Krieg als Dragoner im Regiment Anspach-Bayreuth. Dann machte er viele Schlachten mit: bei Hohenfriedeberg, bei Prag, bei Rößbach, bei Leuthen. Die Augen des alten Soldaten blitzen. . . Bei Leuthen, wo er die feindliche Standarte nahm. Der König ritt an ihn heran: "Wie heißt Er?" — "Steinmann, Majestät." — "Schöne Tat, will ihn belohnen, Er ist Wachtmeister."

Bei Borndorf, bei Liegnitz, bei Torgau. Mit Ziethen bei Torgau! Verdamm! Hier reiht eine Geschützklugel dem Wachtmeister den linken Fuß weg. Mit dem Soldatenstein ist's vorbei für immer. . . Der Invalide träumt weiter: von der hübschen Müllerstochter, die ihm treu geblieben ist; von seinen Kindern, von Kummer und schwerer Tagesarbeit, von Glück und Liebe und Frieden. Er weiß nicht mehr, wie lange das her ist; er weiß nicht mehr, wie alt er ist.

Zuweilen steht er auf und humpelt mit seinem Stelzfuß durch die offen stehende Tür ins Haus, wo auf dem Herd ein Feuerchen lebt, das ihm seine karge Mittagsuppe fertig macht.

Dann humpelt er wieder nach seinem Lehnsstuhl draußen. Es ist bald 12 Uhr. Die unendliche Stille und Einsamkeit der Heide dauert fort. Nichts ist zu sehen, nichts ist zu hören. Nur ein einziges Bienengesumme tönt überall als einziges Geräusch.

Zuweilen steht er auf Minuten ein. Wenn er erwacht, hält er die Hand über die Augen und beschattet sie gegen die Sonne. Die pralle Sonne tut ihm sonst nichts, er findet sie behaglich warm.

Bei einem seiner Gänge ins Haus hat er sich seine Uniform, die Uniform des Dragonerregiments Anspach-Bayreuth, angezogen. Die hat er sich durch sein langes Leben aufbewahrt. Und so sitzt er nun in seinem Lehnsstuhl. Den Pallasch hat er sich umgegürtet. Das gesunde Bein trägt den hohen Stiefel mit Sporn. Den Stock hält er in der Linken.

Immer noch dieselbe Stille und Einsamkeit. Nur ein einziges Bienengesumme auf der ganzen weiten Heide. Sonst ist nichts zu hören. Am Horizont flimmert die Hitze. Doch was ist das? Aus dieser flimmernden Hitze am Horizont löst sich ein schwarzer Punkt, lösen sich schwarze Punkte. Bald ist's deutlich und erkennbar: zuerst ein einzelner Reiter, dann ein kleiner Trupp Reiter hinter ihm, und dann, so scheint es, ein ganzes Reiterregiment. Alles kommt langsam näher, grad aufs Häuschen zu. Noch immer reitet der eine allein voran. Dann sprengt plötzlich zwei Offiziere vor. Im Galopp jagen sie an die Hütte heran. Und halten hier mit einem Ruck ihre Pferde an. Einen Augenblick ist's, als wenn sie etwas nicht begreifen

können. Dann reden Sie mit lebhaften Gebärden und mit lebhaftester Zunge auf den Alten ein. Sie sprechen Französisch. Der versteht kein Wort, was Sie schwatzen. Er bleibt stumm in seinem Sessel sitzen. Nun machen Sie plötzlich kehrt und preschen wie Indianer, die eine wichtige Entdeckung gemacht haben, zurück. Der eine von ihnen hält bei dem einzelnen Reiter an und lüftet die Kopfbedeckung und meldet. Dann kommt, immer der einzelne Reiter voran, die ganze Kavalkade ans Haus geritten. Ist es das menschgewordene Schicksal, der da vornwegreitet? Es ist Napoleon, das Genie! Er ist so bekleidet, wie wir ihn alle aus dem Bilde von Horace Vernet kennen. Die eisernen Züge sind erstarrt; wie aus Feuermassen, aus flüssigen Feuermassen erstarrtes Eisen. Seine Augen sehen groß und tief auf den alten Wachtmeister. Ein wenig Bewegung: Der Kaiser fuchtelt mit der kurzen Reitpeitsche herum. Er lässt sie am Halse seines Schimmels auf und ab gleiten, als wenn er Fliegen von seinem Pferde scheuchen will. Dann ruft er einen Namen. Aus seinen Generälen sprengt ein grauhaariger zu ihm. Er gibt ihm einen Befehl. Der springt vom Pferde und, es am Zügel führend, geht zum Wachtmeister. Und fragt ihn aus in seinem elsässischen Deutsch. Die beiden verständigen sich. Der General meldet dem Kaiser. Und der Kaiser steigt ab. Und mit ihm steigt ab sein ganzes Gefolge, und hinter diesem steigt ab das ganze Kürassierregiment Graf Latour. Und der Kaiser, den Zügel seinem Mamelucken hinwerfend, geht zum Alten. Er drängt ihn, der sich erheben will, in den Lehnsstuhl zurück. Der Kaiser winkt wieder dem General, der elsässisches Deutsch spricht. Und unterhält sich nun auf diese Weise mit dem Wachtmeister des Dragoonerregiments Anspach-Bayreuth. Merkwürdig: er lässt ihn nicht ausfragen nach Land und Leuten, nach dem, was er von Truppenbewegungen in den letzten Tagen etwas gesehen hat, oder nach ähnlichen Dingen. Aber er muss ihm vom alten Fritz erzählen. Des Kaisers Augen liegen groß und starr auf den Zügen des fridericianischen Soldaten. Seine Züge erhellen, erheitern sich. Er summt vor sich hin die italienische Uebersetzung des Schillerschen Reiterliedes: »Audiam, audiam a cavallo.« Und wenn er dies vor sich hinsagt, atmet seine ganze Umgebung auf. Der Kaiser ist dann „in guter Laune.“

Als Schleier und Aufpaßposten vorgeschickte Reiter galoppierten zurück: daß feindliche Kavallerie, wohl in Stärke eines Regiments, in Sicht kommt. Napoleon summt weiter: »Audiam, audiam a cavallo« und besteigt ruhig seinen Schimmel, nachdem er dem Alten freundlich die Hand gegeben hat. Der Kaiser und sein Gefolge lehnen langsam, »pomadig« zurück. Auf einen Wink des Kaisers eilt Graf Latour, der Kommandeur des begleitenden Kürassierregiments, zu ihm. Er gibt ihm einen Befehl: den Befehl, Front zu machen und dem feindlichen Reiterregiment entgegen zu gehen. Er selbst reitet mit seinem Gefolge, als kümmere ihn die ganze Welt nicht, ruhig, im Schritt zurück. Da stößt ein äußerst phantastisch gekleideter General aus dem Gefolge auf den Kaiser und scheint ihm fast flehentlich eine Bitte vorzutragen. Der Kaiser gewährt sie lächelnd und summt weiter: »Audiam, audiam a cavallo.« Es war Murat, der König von Neapel, der Schwager des Kaisers, das Reitergenie, der die Bitte vorgetragen hat. Er jagt dem Kürassierregiment nach, unterwegs den krummen Türkensabell ziehend. Sein Fuchs ist mit Tigerdecken belegt. Murat trägt eine polnische Czapka, mit einer langen Reiherfeder dran, die durch einen großen Diamanten gehalten wird. Sein hellblauer Dolman leuchtet in der Sonne. Nun ist er beim Grafen Latour, der weit vor seinem Regiment reitet, und zieht mit dem Kürassierregiment dem feindlichen Reiterregiment entgegen.

Dies feindliche Reiterregiment ist das zweite preußische Kürassierregiment, entstanden aus dem früheren Dragoenregiment Anspach-Bayreuth. Und auch diesem Regiment reitet weit voran der Oberst und Kommandeur Graf Barfuß. Aber auch neben dem Grafen Barfuß reitet einer, ein alter General mit langen Gamaschen und einer großen, steifen Feldmütze mit einem riesigen Mützenschirm. Es ist der alte Blücher, der Marschall Vorwärts, der Vater Blücher. Auch er hat, mit einem Reiterregiment als Begleitung, eine Rekonnoisierung vorgenommen.

Die beiden Regimenter nähern sich. Fanfaren. Und sie prasseln ineinander. De ol Blücher kreuzt den Säbel mit dem König von Neapel. Und die beiden Obersten und Regimentskommandeure hauen sich herum wie „nichts Guts“. Die Franzosen werden geworfen, die Preußen sind Sieger. Alles, Feind und Freund, rast vorbei am Häuschen. Der alte Wachtmeister steht aufrecht. Er stützt sich mit der Linken auf den Lehnsstahl. Die Rechte hat den Wallisch gezogen.

Ehe die Sonne untergeht kommen die preußischen Straßiere zurück. Blücher läßt halten und springt, jugendlich wie ein Achtzehnjähriger, vom Pferde. Er eilt auf den Alten zu. Ihm ist die Uniform von den Dragonern Anspach-Bayreuth noch bekannt aus des großen Friedrichs Zeiten. Und er umarmt und führt den alten Wachtmeister in seiner kostlichen, unwiderstehlichen Art. Dann läßt er die Trompeter den Hohenfriedeberger blasen und reitet mit dem Regiment zurück. Die Sonne ist gesunken. Sie gab ihre letzten Strahlen dem hochgeschwungenen entblößten Pallash des Alten. Er bricht zusammen. Er ist gestorben unter den Klängen des Hohenfriedebergers.

Am andern Morgen reitet ein hoher Offizier, nur begleitet von einem Adjutanten, am Häuschen vorbei. „Kleist, sehn Sie, was sitzt oder hockt da?“ Der Adjutant springt aus dem Sattel und geht drauf los.

In einem alten ledernen Großvaterstuhl liegt zusammengefalten eine Greisengestalt in der Uniform des Regiments Ansbach-Bayreuth. Der König ist näher gekommen.

„Das ist ja die Uniform des früheren Dragonerregiments Anspach Bayreuth! Und gestern hat sich hier das Regiment neue Vorbeeren gepflückt. Ein alter Mann; zu Friedrichs des Großen Zeit Wachmeister. Notieren: Vielleicht Verwandte — will helfen — mich erinnern“.

Das Thorner Blutgericht.

Ein Kapitel aus dem Schuldbuche des Jesuitenordens.

In der Tatsache, daß fast alle Staaten einmal oder öfters die Jesuiten aus ihren Landesgrenzen verwiesen, liegt der unumstößliche Geschichtsbeweis von der unheilvollen Rolle, die dieser Orden überall gespielt. Die Blätter im Buche der Geschichte der Völker, nicht zum wenigsten unseres deutschen Volkes, auf denen die Wirksamkeit der Jesuiten verzeichnet ist, sind mit Blut besleckt, mit Tränen gespeucht, sind Urkunden des Hasses und des Verbrechens, des Unrechts und der Hinterlist. Zu ihnen gehört auch das Thorner Blutgericht, eine der furchtbarsten Greueltaten der letzten zwei Jahrhunderte.

Thorn, eine der ersten Gründungen des ins heidnische Preußenland berufenen Deutschritterordens, hatte bald wegen einer vorteilhaften Lage an der Weichsel einen bedeutenden Aufschwung genommen. Der Handel blühte, Reichum zog ein in ste Mauern der Stadt, herrliche Kirchen, städtliche Handelshäuser, eine starke Befestigung gaben Zeugnis von der Bedeutung dieser auch zur Hansa gehörigen Stadt. 1457 war sie an Polen gefallen, hundert Jahre später nahm sie die lutherische Lehre an. Alle drei Hauptkirchen fielen den Evangelischen zu. Aber die Jesuiten waren bald am Werke der Gegenreformation. Bereits im Jahre 1667 besaßen die Protestanten Thorns trotz ihrer überwiegenden Mehrheit nur noch eine der drei Hauptkirchen, die andern waren ihnen wieder abgenommen worden. Bald darauf brach das Unheil über die unglückliche Stadt herein.

Am 16. Juli 1724, einem Sonntage, veranstalteten die Jesuiten eine Prozession, bei der auch die Monstranz eingesungen wurde. Protestant, die Zuschauer waren, entblößten das Haupt. Da forderte ein Jesuitenzögling, Stanislaus Hsiechi, einen protestantischen Studenten auf, niederzuknien. Dieser weigerte sich, es gab Schimpfworte und Schlägerei. Darauf nahm die Stadtwache den Hauptstörer, den Jesuitenzögling Hsiechi, fest. Tags darauf rotteten sich die Jesuiten abermals zusammen und schleppten einen ganz unbeteiligten protestantischen Gymnasten unter Misshandlungen in ihr Kolleg, um ihn als Beifel zu verwahren. Die Folge war, daß eine erregte Volksmenge das Jesuitenhaus stürmte und demolierte, wobei ein paar Heiligenbilder verbrannt wurden. Die Stadtwache, die den ganzen Aufruhr hätte verhindern können, griff nicht ein, obgleich der erste Bürgermeister befohlen hatte.

Sogleich ließen die Jesuiten einen Brief an das Hofgericht in Warschau abgehen, der die größten Entstellungen enthielt: die Obrigkeit habe die Menge zum Aufruhr angestiftet und befohlen, auf die Jesuiten zu schießen; Heiligenbilder seien entstochen worden und hätten dabei geblutet und andere Unzähligkeiten mehr. Infolgedessen erschien eine Untersuchungskommission von 23 durchweg jesuitenfreundlichen Mitgliedern in Thorn. Vier Wochen lang führte dieselbe ihre Untersuchungen, stete der Stadt die ungeheure Summe von 50 000 Gulden Abrechnungskosten und 3000 Dukaten Gebühren, und zog alsdann wieder ab. Am 15. November erging das Urteil des Warschauer Hofgerichts, gegen das eine Berufung nicht eingelegt werden konnte, es die höchste richterliche Instanz war. Stolz erklärte der

Vorsitzende, das Urteil sei nicht menschlich, sondern wahrhaft göttlich gefällt. Die Entscheidung dieses "göttlichen" Urteils lautete dahin: Die beiden Bürgermeister Rösner und Zernecke sowie neun protestantische Bürger wurden zum Tode verurteilt. Über mehr als 40 andere Personen wurden Gefängnisstrafen verhängt. Außerdem mußten die Evangelischen ihre letzte Kirche, die Marienkirche, an die Franziskaner abgeben, mußten zu Ehren der beleidigten Jungfrau Maria eine marmorne Sühnesäule errichten und verloren ihr Gymnasium. Endlich wurde die Bestimmung getroffen, daß fortan die Körperschaften der überwiegend protestantischen Stadt zur Hälfte aus Katholiken bestehen müßten. Die Anstifter des Tumultes, die Jesuiten, kamen mit einer Ermahnung davon, ihre Böblinge zur Sittsamkeit zu erziehen.

Dieses ungeheuerliche Urteil, das sogleich die königliche Bestätigung erhielt, rief in Thorn eine unbeschreibliche Bestürzung, in der ganzen protestantischen Welt Zorn und Entsetzen hervor. Die preußischen Städte, Danzig voran, sezten eine Petition für Thorn auf. Preußens König, Friedrich Wilhelm I., die Höfe von Augland und Schweden erhoben Vorstellungen gegen das Bluturteil — alles vergeblich nur eine Hoffnung blieb den Thornern. Nach polnischem Rechte mußten die Kläger ihre Anklage, daß der Bürgermeister Rösner den Aufstand böswillig angestiftet habe, mit dem Blateid bechwiegen. Den Jesuiten aber war der Blateid verboten. Indessen, sie wären keine Jesuiten gewesen, wenn sie mit dieser Schwierigkeit nicht fertig geworden wären. Sie ließen einfach sechs polnische Baire, die zum Teil nicht einmal Augenzeugen der Vorgänge gewesen waren, an ihrer Stelle den Eid leisten. Nun war das Schicksal der Verurteilten besiegelt. Am 7. Dezember bestieg Bürgermeister Rösner mit seinen Leibensgenossen das Schafott. Noch konnten sie ihr Leben retten, wenn sie den "Ketzerglauben" abschwören würden zur römischen Lehre übergetreten wären. Aber sie blieben standhaft bei ihrem evangelischen Bekenntnis. Den Mönchen, die ihn mit Bekämpfungsversuchen bis zuletzt belästigten, erwiderte Rösner mit ruhiger Gutschiedsheit: "Begnügt euch mit meinem Kopfe; meine Seele muß Jesus haben." Dann kniete er nieder, furchtlos und gefaßt. Und nach dem Seufzer: "Herr, meinen Geist befehl ich Dir!" fiel das ehrwürdige, unschuldige Haupt unter dem Henkersbeil. Die übrigen Verurteilten folgten ihm in den Tod. Die letzten fünf, die bei der Zerstörung der Heiligenbilder beteiligt gewesen sein sollten, wurden mit verschärfter Härte gerichtet. Ihnen wurde zuerst die rechte Hand, dann das Haupt abgeschlagen. Der Letzte wurde sogar geviertelt, und der betrunkene Henker riß das Herz aus dem verstümmelten Leichnam, hob es in die Höhe und schrie: "Seht da, ein lutherisches Herz!"

Andern Tags erfolgte die Übergabe der Marienkirche und des evangelischen Gymnasiums an die Franziskaner. Fortan fühlten sich die Jesuiten als die Herren der Stadt, und die protestantische Mehrheit wurde mit Härte und Willkür unterdrückt. Erst unter preußischer Hoheit hat sich das unglückliche Thorn von diesem Schlag, dem der rasche Niedergang folgte, wieder erholt.

Das ist nur ein Kapitel aus der Geschichte des Jesuitenordens und seiner Tätigkeit, aber ein Kapitel voll Blut und Gewalttat, voll Lüge, Unrecht und Hass. Und dieser unausrottbare Hass gegen den Protestantismus ist auch heute noch das Wesen, die innerste Seele der Jesuiten. Noch heute verlangen sie die Todesstrafe für die Reicher. A.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, den 18. August, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst in Blumenau.
Sonntag, den 25. August, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst in Garcia.
Sonntag, den 1. September, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst in Velhafte; abends 7 Uhr in Blumenau.
Sonntag, den 8. September, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst in Itoupava norte.
Sonntag, den 22. September, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Gaspar, abends 7 Uhr in Blumenau.
Sonntag, den 29. September, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst in Neu-Augsland.
Sonntag, den 6. Oktober, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst in Blumenau.
Sonntag, den 13. Oktober, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst in Velhafte.

Für die Zeit vom 8. Juli bis 17. August bin ich verreist; meine Vertretung übernehmen in Amthandlungen die Herren Pfarrer Radlach-Badenfurt und Gabler-Itoupava. Von Montag, den 19. August ab, findet jeden Montag-Nachmittag in der Kirche zu Blumenau Religionsunterricht für die evangelischen Kinder der Regierungs- und Klosterschulen statt von 2—3 Uhr. Pfarrer Liebold.

Während der Abwesenheit des Herrn Pfarrers Liebold bin ich an jedem Mittwoch vormittag von 10—12 Uhr im Pfarrhause zu sprechen. Radlach, Pfarrer.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

Sonntag, den 11. August, Gottesdienst in Itoupava, nachm. 2 Uhr Kindergottesdienst.
Sonntag, den 18. August, Gottesdienst in Massaranduba, Schule 58.
Sonntag, den 25. August, Gottesdienst in Itoupava Rega, mittlere Schule.
Sonntag, den 1. September, Gottesdienst mit Feier des heiligen Abendmahls in Itoupava, nachm. 2 Uhr Kindergottesdienst.
Sonntag, den 8. September, Gottesdienst in Massaranduba, Schule bei Witte.
Sonntag, den 15. September, Gottesdienst in Itoupava Rega, mittlere Schule. Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, den 11. August, Gottesdienst in Cedro Alto.
Sonntag, den 18. August, Gottesdienst in Timbo; danach Singen mit den nächsten Konfirmanden.
Sonntag, den 25. August, Gottesdienst in Beneditto-Novo (Schule bei Morauer).
Sonntag, den 1. September, Gottesdienst in Rio Adda; danach Konfirmandenunterricht.
Sonntag, den 8. September, vormittags 9 Uhr, Generalversammlung der Gemeinden Beneditto-Novo und Santa Maria im Saale von Herrn Richard Kretzschmar. Tagesordnung: Beratung über den Plan der Erbauung einer Kirche am Neuen Beneditto. Pfarrer Krause.

Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, den 11. August, Gottesdienst und Feier des heiligen Abendmahls in Itoupavazinha. Nachmittags Schuleinweihung in Soutobach.
Sonntag, den 18. August, Gottesdienst in Fortaleza; danach Einführung des neu gewählten Kirchenvorstandes.
Sonntag, den 25. August, Gottesdienst, Konfirmation und Feier des heiligen Abendmahls in Alto Rio do Testo, voraussichtlich Einweihung des neuen Harmoniums.
Sonntag, den 1. September, Gottesdienst in Badenfurt, nachm. Jugendunterricht.
Sonntag, den 8. September, Gottesdienst in Itoupavazinha.

Radlach, Pfarrer.

Evangelische Reisepredigt im Munizip Blumenau.

Sonntag, den 25. September, Gottesdienst und Einweihung des neuen Kirchen- und Schulgebäudes in Matador. Nachmittags Gottesdienst in Südarm. Radlach, Pfarrer.

Evangelische Gemeinde Pommereode.

Sonntag, den 11. August, Gottesdienst in Rio da Luz.
Sonntag, den 18. August, Gottesdienst in Central Rio do Testo.
Sonntag, den 25. August, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Pommereode.
Sonntag, den 1. September, Gottesdienst in Rio Serro.
Sonntag, den 8. September, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Obere Rega. Pfarrer Bürger.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, den 11. August, Gottesdienst in Brusque.
Sonntag, den 18. August, Gottesdienst in Brusque.
Sonntag, den 25. August, Gottesdienst in Itajahy.
Sonntag, den 1. September, Gottesdienst in Brusque.
Sonntag, den 8. September, Gottesdienst in Brusque.

Pfarrer Hobus.

Evangelische Gemeinde Florianopolis.

Sonntag, den 11. August, 9 Uhr, Kindergottesdienst in Florianopolis.
Sonntag, den 11. August, 10 Uhr, Gottesdienst in Palhoca.
Sonntag, den 18. August, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianopolis.
Sonntag, den 25. August, 10 Uhr, Gottesdienst in Santo Amaro. Pfarrer von Gehlen.

Evangelische Gemeinden S. Bento und Hansa.

Sonntag, den 11. August, Gottesdienst in S. Bento.
Sonntag, den 18. August, Gottesdienst in S. Bento.
Sonntag, den 25. August, Gottesdienst in Hansa.
Sonntag, den 1. September, Gottesdienst in S. Bento.
Sonntag, den 8. September, Gottesdienst in S. Bento. Voraussichtlich Einführung des neuen Geistlichen. Generalversammlung.
Sonntag, den 15. September, Gottesdienst in S. Bento und Serrastr.
Sonntag, den 22. September, Gottesdienst in S. Bento.
Sonntag, den 29. September, Gottesdienst in Hansa. Pfarrer Bornsleth.